

*Über die Autorin:*

Antonia Michaelis, 1979 geboren, begann bereits als Kind zu schreiben. Sie ist eine renommierte Autorin von zahlreichen Büchern und Theaterstücken für Kinder, Jugendliche und Erwachsene. Ihr Roman »Der Märchenerzähler« wurde für den Deutschen Jugendbuchpreis und den Buxtehuder Bullen 2012 nominiert. Antonia Michaelis lebt mit ihrer Familie in einem Dorf nahe der Insel Usedom.

*Antonia Michaelis*

PARADIES  
FÜR  
ALLE

Roman

KNAUR 

**Besuchen Sie uns im Internet:  
www.knaur.de**

Wenn Ihnen dieser Roman gefallen hat und Sie auf der Suche sind  
nach ähnlichen Büchern, schreiben Sie uns unter Angabe des Titels  
»Paradies für alle« an: [frauen@droemer-knaur.de](mailto:frauen@droemer-knaur.de)



Vollständige Taschenbuchausgabe August 2015  
Knaur Taschenbuch  
© 2013 der Originalausgabe Knaur Verlag  
Ein Imprint der Verlagsgruppe Droemer Knaur  
GmbH & Co. KG, München  
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –  
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.  
Redaktion: write and read, Frauke Brodd  
Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München  
Coverabbildung: plainpicture / Gine Seitz  
Inhaltsfotos: Ralph Brugger  
Inhaltszeichnungen: Antonia Michaelis  
Satz: Adobe InDesign im Verlag  
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck  
ISBN 978-3-426-51270-8

2 4 5 3 1

*»Denn von zwei Dingen kann das Sterben nur eines sein;  
entweder nämlich ist es eine Art Nichtsein, so dass der  
Verstorbene auch keinerlei Empfindung mehr von irgend-  
etwas hat, oder es findet, wie ja behauptet wird, eine Art  
Übergang und Übersiedlung der Seele statt: von dem  
Orte hier an einen anderen Ort.«*

PLATON: APOLOGIE DES SOKRATES







*Für Niko, Nelly und ein Nilpferd,*

*außerdem für Lieske,  
der ich diese Geschichte zuallererst erzählt habe*





Die erste Frage war natürlich, was er auf der Autobahn getan hatte.

Drei Kilometer nördlich der Ausfahrt Rostock Südstadt, nach der Warnowtalbrücke, abends gegen neun Uhr.

Der Fahrer des Unfallwagens sagte, er sei einfach in der Dämmerung aufgetaucht, plötzlich, ohne Vorwarnung, aus dem Nichts. Er habe, sagte er, das Steuer gerade noch herumreißen können, nicht weit genug herum, und er habe eine Vollbremsung hingelegt, aber das ist nicht wahr, denn bei einer Vollbremsung hätte der Wagen sich überschlagen, bei der Geschwindigkeit; schließlich war es die Autobahn.

Der Fahrer des Unfallwagens hätte alles gesagt, um seine Haut zu retten, er hätte auch gesagt, die Gestalt, die sein Wagen erfasst hatte, sei vom Himmel gefallen. Er war zu schnell, sicherlich war er zu schnell. Auch auf der Autobahn gibt es Geschwindigkeitsbegrenzungen.

Der Wagen, ein silberner BMW, geriet durch die Bremsung ins Rutschen, er erfasste den Körper von der Seite und schleuderte ihn gegen die linke Leitplanke, wo er ein zweites Mal mit ihm kollidierte, so dass er zwischen der zerquetschten Hintertür und der Leitplanke eingeklemmt wurde, zwischen einundzwanzig Uhr und einundzwanzig Uhr fünfzehn. Der Krankenwagen und die Polizei waren gegen einundzwanzig Uhr dreißig vor Ort. Sie mussten den Fahrer des Wagens aus dem Auto schneiden, aber bis auf Prellungen vom Airbag hatte er keine Verletzungen. Gegen dreiundzwanzig Uhr fanden sie in der Klinik das blaue Plastikportemonnaie mit dem Fahrausweis.

Die erste Frage war, was er auf der Autobahn getan hatte.

Aber das war nicht die erste Frage, die Claas stellte, als sie anriefen.

Seine erste Frage war: »Aber er lebt?« Sekunden später legte er das Telefon auf.

Er sagte nicht: »Setz dich« zu mir, oder: »Du musst jetzt stark sein«. Er drehte sich nicht einmal zu mir um. Er sah aus dem Fenster. Draußen lag der Garten, dunkel und duftend von Flieder und Frühlingserde.

Ich rieche die Erde noch immer, seltsam, all diese unwichtigen Details haben sich in mein Gedächtnis gegraben und sind nicht mehr daraus zu löschen.

Claas holte tief Luft. Und dann sagte er jene knappen, präzisen Worte, die ich nie vergessen werde, jene Worte, die sein Umriss wurden, sein Schatten, sein Mantel und sein Gesicht. Jene Worte, die ich, zusammen mit ihm, hasen lernte. Er sagte:

»David hatte einen Unfall. Auf der A 20. Er ist nicht bei Bewusstsein, aber er lebt. Sie haben ihn nach Rostock gebracht. Wir fahren sofort los.«

Fünf Sätze, konzentrierte Information, vernünftig, erwachsen. Ohne Emotion. Etwas in mir wollte zusammenbrechen, wollte schreien, wollte etwas Irrationales tun, aber Claas' Worte verboten es mir.

Ich stieg ohne Mantel ins Auto, nur im T-Shirt, obwohl der Wind kalt war für Anfang Mai. Ich weiß noch, dass die Frösche vom Bach her quakten und dass ich die Fliederhecke roch. Und dass beim Ortsausfahrtsschild René stand, der immer allen Autos winkt, und dass er winkte. Und dass ich auf dem Weg durch die Felder die einsame Spaziergängerin sah, die wir nur die einsame Spaziergängerin nannten, weil keiner ihren Namen wusste. Ihr lan-

ges, glattschwarzes Haar wehte hinter ihr her, und sie schien mir an diesem Tag noch unwirklicher als sonst, weil alles, der ganze Frühling, plötzlich unwirklich geworden war.

Ich schaffte es nur mit Mühe, mich anzuschlappen, das Gurtsystem erschien mir mit einem Mal unsagbar kompliziert.

»Auf der A 20?«, fragte ich im Auto. »Warum auf der A 20? Wie ist er da hingekommen? Wer hat ihn, besser gesagt, da hingbracht? Und warum?«

»Ich weiß es nicht«, sagte Claas. Mehr sagte er die ganze Fahrt über nicht.

Ich sah ihn an, von der Seite, seinen Schattenriss im dunklen Auto, den ich so gut kannte. In jener Nacht schien er mir fremd. Ich war ganz allein im Auto, allein mit meiner Angst. Allein mit dem Frühjahr und der Frage, was auf der A 20 und was zuvor geschehen war. Zwischen ein Uhr mittags, als David zuletzt von einem Freund gesehen worden war – und jenem Moment, in dem er in der Dämmerung plötzlich auf der Autobahn gestanden hatte, drei Kilometer nach der Ausfahrt Rostock Südstadt. Mitten auf der Fahrbahn, sagte der Fahrer später zu uns, während er versuchte, meine Hand zu schütteln.

Seine Hände waren sehr groß.

Sein Lächeln war dünn und faserig im grellen Licht des Klinikflurs.

»Hören Sie doch auf zu lächeln!«, wollte ich schreien.

Entschuldigen Sie, ich erzähle nicht ganz geradeaus. Es fällt mir schwer, diese Geschichte geradeaus zu erzählen, sie ist jetzt vorüber, aber andererseits wird sie nie vorüber sein, und ich muss mich erst daran gewöhnen, sie so zu erzählen wie eine Geschichte, die vorüber sein könnte.

Claas, das habe ich nicht erwähnt, ist mein Mann.

David ist mein Sohn.

Am zweiten Mai, dem Tag des Unfalls, war er neun Jahre und sieben Monate alt.

Er lag in einem weißen Bett, das mir unnatürlich hoch vorkam. Es war irgendeine Art von Spezialbett, umgeben von Spezialgeräten: Monitoren, Infusionsständern, Geräten mit kleinen Digitalanzeigen, auf denen kryptische Ziffern leuchteten. Ein regelmäßiges und beinahe hypnotisches Piepen teilte die Luft in akkurate Zeiteinheiten. Über einen Bildschirm lief die neongrüne Linie eines EKGs.

Mein erster Impuls war, auf das Bett zuzulaufen und ihn zu umarmen, ihn aus dem Wald der Geräte zu befreien, ihn an mich zu drücken, wie ich es getan hatte, wenn er hingefallen war, damals, vor sehr langer Zeit. David, David. Ich bin jetzt da. Alles ist gut.

Das Piepen der Geräte hielt mich zurück wie ein unsichtbarer Zaun.

»Sein Herz«, flüsterte ich. »Da, schau, sein Herz schlägt.«

Claas nickte. Ich dachte, er würde meine Hand nehmen, um sie zu drücken, und zog sie weg, weil mir nicht danach war, von jemandem die Hand gedrückt zu bekommen, am allerwenigsten von ihm, dem emotionslos Nüchternen, der in fünf Sätzen etwas sagen konnte, das zu schrecklich für ein ganzes Buch war. Aber Claas hatte gar nicht den Versuch gemacht, meine Hand zu nehmen. Er stand nur da und starrte das seltsam hohe Bett an.

Er kannte sich besser aus mit den Geräten und den Monitoren. Er ist Arzt.

Ich fragte mich, ob er in den Linien und Ziffern Dinge las. »Sag mir nicht«, flüsterte ich, »was sie bedeuten. Wenn es etwas Schlimmes ist, will ich es nicht wissen.«

Aber ich glaube, er hörte mich gar nicht. Er ging einen Schritt näher und beugte sich über das Bett. Vorsicht!, wollte ich jetzt rufen. Er braucht doch all diese Schläuche und Geräte, sie sind seine Verbündeten in einem Kampf gegen seine Verletzungen. Am liebsten hätte ich Bett und Geräte und David mit einer Glasglocke umgeben, damit ja niemand versehentlich einen Teil der Einheit zerstörte.

Aber Claas war nicht ich, er machte nicht einmal den Versuch, David zu berühren. Natürlich nicht, dachte ich, nicht Claas.

Ich trat auf Zehenspitzen an das Bett heran.

Das Kindergesicht dort lag als stilles, blasses Oval in einem Rahmen aus weißem Gips. Der ganze Kopf war verbunden wie auf einer Karikatur, doch es sah nicht lustig aus. Es sah, wenn überhaupt, aus wie ein abstraktes Kunstwerk.

Ich legte meine Hand auf die von David; seine Hand war weiß wie die Decke, weiß wie der Gips. In der Ellenbeuge weiter oben verschwand ein Infusionsschlauch.

»David«, flüsterte ich. »Hier ist Mama.« Ich kam mir dumm vor dabei, er hatte nicht mehr »Mama« zu mir gesagt, seit er in die Schule gekommen war. Von da an hatte er darauf bestanden, mich bei meinem Vornamen zu nennen, Lovis. »Wir haben dich gesucht«, flüsterte ich. »Überall. Wir haben alle möglichen Leute angerufen, und ... keiner hatte dich nach der Schule gesehen ... Wir haben dann mit der Polizei telefoniert ... David ... Was ist passiert? Was?«

Meine Stimme war unnatürlich tief und sehr heiser.

»Er kann Sie nicht hören«, sagte ein Pfleger hinter mir. Er war ganz in Ultramarinblau gekleidet, und Ultramarinblau schien mir in diesem Moment eine völlig unverständliche Farbe. Allein schon das Wort.

»Man weiß nie«, sagte ich, und der ultramarinblaue Pfleger wanderte weiter, zu irgendeinem anderen Bett in einem anderen Wald aus Schläuchen und Monitoren.

Ich sah zurück zu David.

Drei Strähnen seines rötlich blonden Haars fielen unter dem Verband hervor. *Stilles, blasses Oval* habe ich geschrieben. Das ist eine Lüge. Davids linke Wange war ein einziger dunkler Bluterguss, direkt unter dem Auge gekrönt von einer Schürfwunde, über der das Blut bereits getrocknet war. Ich fragte mich, weshalb sie sie nicht mit einem Pflaster abgedeckt hatten. Vielleicht war das unwichtig im Vergleich zu seinen anderen Verletzungen. Sein kleiner Körper befand sich unter einer dünnen weißen Decke, ich konnte nicht sehen, was für Verbände es sonst noch gab. Ich sah nur, dass sein schmaler Brustkorb sich hob und senkte. Und ich schluckte all meine Tränen hinunter, denn die Hauptsache war, dass dieser Brustkorb sich bewegte.

»Er hat Glück gehabt mit dem Auge«, sagte ich, um irgendetwas Positives zu sagen.

»Ja«, sagte der Arzt, der neben uns stand – ich hatte ihn bisher kaum bemerkt, »Glück. Mit dem Auge.«

»Wann wird er zu sich kommen?«, fragte ich, so leise, als würde ich es gar nicht wirklich fragen.

»Das können wir nicht sagen«, antwortete der Arzt. »Man wird sehen.«

»Ist das ... ein ... wie sagt man ... künstliches Koma? Durch Medikamente?«

»Nein.« Er schüttelte den Kopf. »Aber wir sollten uns woanders darüber unterhalten. Kommen Sie mit ins Arztzimmer.«

Claas legte mir eine Hand auf die Schulter, jetzt also doch, und ich schüttelte sie ab.

»Geh du mit ihm«, sagte ich. »Ich bleibe hier. Ich bleibe bei David.«

Als sich die Tür hinter den beiden schloss, rückte ich mir einen Stuhl heran und setzte mich so nah ans Bett, wie die Geräte und Schläuche es erlaubten. Und ich dachte: Jetzt kann ich ja weinen, wo sie gegangen sind. Doch ich weinte nicht.

Ich hielt nur Davids Hand, ganz behutsam, und sah sein blasses Gesicht an und die drei Strähnen seines rötlichen Haars. Goldhaar hatten wir immer gesagt, unser Prinz Goldhaar. Eine Schwester kam herein, tat irgendetwas mit den Geräten und ging wieder. Ich sah sie nur als Schemen. Ich wusste nicht, wie lange ich bei David saß und wie viele Leute hereinkamen und leise miteinander sprachen und wieder hinausgingen, ich blendete sie alle aus, ich war allein mit David.

Ich erinnerte mich genau daran, wie ich ihn zum ersten Mal im Arm gehalten hatte. Er hatte damals schon dieses goldene Haar gehabt, er war damit geboren worden. Seine Augen hinter den geschlossenen Lidern waren grün, grün wie die Wellen des grünen Meeres am Steg bei unserem Haus.

Auch seine Nase trug eine Schürfwunde. Glück, dachte ich wieder, er hat Glück gehabt. Es hätte schlimmer sein können, viel schlimmer, hundertfünfzig Stundenkilometer und ein Kindergesicht ... Ich wollte nicht daran denken.

Ich dachte daran, wie wir uns gestritten hatten. Hatte sein Verschwinden etwas damit zu tun gehabt? Wir hatten oft gestritten in der letzten Zeit. Über scheinbar belanglose Dinge. Einmal war David so wütend geworden, dass er die alte Petroleumlampe vom Regal gehoben und zu

Boden geschleudert hatte, wo sie in tausend Scherben zersprungen war. Und ich wusste nicht einmal, was ihn so wütend gemacht hatte.

Er war schon immer ein emotionaler kleiner Mensch gewesen, mein Goldhaarjunge mit den grünen Meeresaugen. Aber in der letzten Zeit war es schlimmer geworden. In der letzten Zeit war er ... seltsam gewesen. Wirklich seltsam.

Das ist die Pubertät, hatten wir zueinander gesagt, Claas und ich, und gelacht. Kommt etwas früh. Bei einem Kind wie David ist eben nichts gewöhnlich ...

Nein, gewöhnlich war er nicht. Er besuchte die vierte Klasse der Montessorischule, aber er hätte die sechste besuchen können. Wir hatten uns geweigert, ihn in eine höhere Klasse springen zu lassen. Wir hatten nicht gewollt, dass er ein Stück seiner Kinderzeit verlor. Wir hatten auch keine Berechnungen und Tests gewollt, die über seinen IQ spekulierten. Er konnte schneller kopfrechnen als ich. Er brachte sich selbst Latein und Japanisch bei. Er las wissenschaftliche Texte über Amöben, oder er schrieb welche, wenn es ihn packte.

Er war unser Kind. Das war alles, was zählte.

Und dennoch, dachte ich, habe ich ihn verloren. Neben dem weißen Klinikbett dachte ich diesen Gedanken zum ersten Mal. Es war ein schrecklicher Gedanke. Ich hatte mir nicht mehr genug Zeit genommen, David war mir entglitten, langsam, aber stetig.

Und weil ich nicht über diese Tatsache nachdenken wollte, dachte ich über das oberflächlich Wichtige nach, das eigentlich unwichtig war.

»Was ist passiert?«, flüsterte ich noch einmal. »Wie bist du auf die Autobahn gekommen, David? Hat jemand dich gezwungen, zu ihm ins Auto zu steigen? Bist du vor etwas

weggelaufen? Oder wolltest du irgendwohin? Und wenn ja, wohin? Und weshalb?»

*Er stand auf einmal da, hatte der Fahrer des BMW gesagt. Wie aus dem Erdboden gewachsen. Mitten, wirklich, mitten auf der Fahrbahn. Da war niemand, und dann war ER da, es war direkt unheimlich ...*

Wenn ich herausfinde, was geschehen ist, wacht er auf.

Dann findet er zurück zu mir, zu uns. Dann wird alles gut.

*Fahren Sie nach Hause, hatte der Arzt gesagt.*

Nach Hause.

Das Wort erschien mir leer und verbraucht wie die Luft im Auto. Zu Hause war ein Ort, an dem David gewesen war. Wieder sein würde, sagte ich mir. Bald. Aber in der Zwischenzeit, während David in einem Stadium zwischen Existenz und Nichtexistenz schwebte, gab es kein Zuhause. Das von uns bewohnte Bauwerk am Ende der kleinen Kopfsteinpflasterstraße zwischen den beiden großen Kastanien hatte keinerlei Bedeutung bis auf die, dass es ein Gefäß der Erinnerung war, die alten Backsteinmauern wie eng beschriebene Blätter mit Geschichten über Davids Kindheit.

Es regnete, als Claas von der Bundesstraße zum Dorf abbog. Das Licht hing tief aus den Wolken, fädenziehend und grau. Die einsame Spaziergängerin war noch immer oder schon wieder über die Felder unterwegs. Sie trug jetzt einen schwarzen Regenschirm.

Es war Nachmittag.

Wir hatten die ganze Nacht an Davids Bett gegessen, oder besser gesagt: Ich hatte dort gegessen. Claas war auf dem Flur auf und ab gegangen und manchmal leise hereingekommen, um nachzusehen, ob alles in Ordnung war. Natürlich war nichts in Ordnung.

Ich hatte weiter Davids Hand gehalten, trotz der Schläuche. Seine linke, denn der gesamte rechte Arm steckte in einem Gips, nur die Fingerspitzen waren zu sehen.

Gegen Morgen hatte ich doch mit dem Arzt gesprochen. Er hatte Kaffee gekocht.

Ich sah noch vor mir, wie er mir die Tasse hinschob und Milch hineingoss. Ich mag keine Milch im Kaffee.

»Danke«, sagte ich und trank den Kaffee mit Milch.

Der Arzt hieß Samstag, Thorsten Samstag, es stand auf dem Schild an seinem Kittel. Er hatte keine Zeit, nahm sich aber welche.

Er sprach lange in meinen Kaffee.

Es gäbe, sagte er, Chancen. Aber man könnte nichts Genaues sagen. Man könnte nicht sagen, wann David aufwachte. Oder ob. »Oder ob«, sagte er nicht, er schwieg es. Ich las die Worte im Kaffee gleich unter der Milch und trank sie rasch aus, ehe sie in mein Bewusstsein vordringen konnten.

Die Knochenbrüche, die David davongetragen hatte, waren unwichtig, nebensächlich, heilbar. Was den Ärzten Sorgen bereitete, war sein Kopf. Schädel-Hirn-Trauma, sagte Thorsten Samstag, ein Bruch auch im Schädel, haarfein, ein Riss, aber es wäre unklar, wie sehr das Gehirn darunter gelitten hätte. Sie würden heute noch einmal ein MRT machen.

*Fahren Sie nach Hause. Es nützt jetzt keinem etwas, wenn Sie hierbleiben. Ruhen Sie sich ein wenig aus. Sie können jederzeit hier anrufen.* Ich dankte ihm und wusste nicht, wofür. Er machte nur seine Arbeit. Wie Claas, wenn er in der Klinik war. So also ist das, dachte ich, spricht Claas so mit seinen Patienten? Er arbeitete nicht auf der Intensivstation, sondern in der Inneren, in Stralsund, aber Patienten sind Patienten. Ist es so, wenn Claas sich Zeit

nimmt für sie und deshalb keine Zeit hat für David oder für mich?

Ich sah ihn von der Seite an, als er die Haustür aufschloss, an jenem strähnig grauen Mainachmittag, im Regen. Claas Altenau, oder genauer gesagt Doktor Claas Peter Altenau, mein Mann. Namen mit Doktor vorne klingen immer wie aus einem Groschenroman. Claas war ungeeignet für Groschenromane. Er war sehr groß, aber nicht schön. Auch nicht hässlich, nur eben nicht schön. Sein linkes Ohr stand ein wenig zu weit ab, sein Gesicht war ein wenig zu schmal, seine Nase ein wenig zu krumm, und seine Zähne waren ein Zeugnis der Kieferorthopädie vergangener Jahrzehnte. Die Feuchtigkeit hatte sein schwarzes Haar an diesem Morgen zu Locken gedreht, obwohl er es seit einigen Jahren beinahe militärisch kurz schneiden ließ, um ebendiese Locken zu vermeiden, weil er sie unangemessen fand für sein Alter. Als wäre er ein alter Mann. Im Januar war er fünfzig geworden, still und leise, ohne Geburtstagsfeier. An einem Sonntag, den er in der Klinik verbracht hatte.

Ich hatte einen Kuchen gebacken, in der Hoffnung, er würde früher nach Hause kommen als sonst. Er war nicht früher nach Hause gekommen. Abends hatten wir den Kuchen beide vergessen.

Er fand den richtigen Schlüssel nicht, seine grauen Augen wanderten verloren über die Vielzahl an Schlüsseln an dem Bund in seiner großen Hand – Fahrradschlüssel, Schlüssel zum anderen Auto, Schlüssel zum Werkzeugschuppen, Schafstallschlüssel ... und der kleine Ersatzschlüssel für Davids Fahrradschloss. David verlor häufig seinen Fahrradschlüssel. Er verlor überhaupt vieles. Er war zu intelligent, unser Sohn, und gleichzeitig stets in Gedanken, zerstreut wie der sprichwörtliche Professor.

Einmal hatte er sich im Bad eingeschlossen, um herauszufinden, ob der Schlüssel zur Badezimmertür passte. Und dann hatte er, weil irgendetwas ihn ablenkte, den Schlüssel zum Bad *im* Bad verloren und aus dem Fenster steigen müssen, im ersten Stock. Er hatte eine der beiden Kastanien benutzt, die dort wuchsen, um hinunterzuklettern. Den Badezimmerschlüssel haben wir nie wiedergefunden.

»Lovis?«, fragte Claas und fand endlich den richtigen Schlüssel. »Du guckst mich so an. Stimmt etwas nicht?«

»Ich dachte an David«, sagte ich. »Und an ... Kastanien ...«

Dann ging ich voraus in den Vorflur, in dem es nach nassem Hund und Erde roch. Die Tür, die den Vorflur vom eigentlichen Flur trennte, hatte Scheiben aus farbigem Glas, die das graue Licht in helle Flecken verwandelten. Das Haus war alt, einst war es das Pfarrhaus des Dorfes gewesen. Jetzt gab es seit langem keinen Pfarrer mehr. Tauben nisteten in der kleinen Feldsteinkirche, deren Friedhof ganz hinten an unseren Garten grenzte. Ich erinnerte mich daran, wie David einmal die Inschriften aller Grabsteine mit einem weichen Bleistift abgepaust hatte – eines seiner abstrusen Projekte. Die Kirche und der Friedhof hatten ihn immer schon fasziniert, vielleicht gerade, weil wir nicht religiös waren.

»Du solltest dich hinlegen«, sagte Claas und nahm mir die Jacke ab. Es war seine Jacke, er hatte sie mir im Auto zuvor umgelegt, weil ich meine eigene vergessen hatte.

Einen Moment lang wünschte ich, er würde die Jacke auf den Boden fallen lassen und mich in den Arm nehmen. Aber er tat es nicht, und ich hörte wieder auf, es mir zu wünschen.

»Und du?«, fragte ich.

Er sah auf die Uhr. Claas war einer der wenigen Menschen, die nicht ihr Handy zückten, wenn man sie nach der Uhrzeit fragte, sondern tatsächlich noch eine Armbanduhr besaßen.

»Ich muss in die Klinik«, sagte er. »Ich habe vorhin schon angerufen und ihnen gesagt, dass ich später komme. Sie warten mit der Visite.« Er fischte seine Tasche von einem der altmodischen Holzhaken an der Wand.

»Gibt es keine anderen Oberärzte, die deine Arbeit machen können?«, fragte ich müde.

Er hatte die Haustür schon wieder geöffnet, ein kalter Wind strich in den Vorflur. Einen Moment blieb Claas in der offenen Tür stehen.

»Soll ich hierbleiben?«

Und beinahe hätte ich ja gesagt. Bleib bei mir. Hilf mir, das Rätsel zu lösen, wie David auf die Autobahn kam. Hilf mir, in diesem Haus zu sein, das nur noch ein Erinnerungsgefäß ist. Hilf mir, endlich zu weinen.

»Nein«, sagte ich. »Geh ruhig.«

Er nickte, Besorgnis im Blick. Kurz darauf hörte ich draußen den Motor starten. »Es ändert ja nichts«, sagte ich laut zu keinem Claas mehr.

Dann ging ich durch die Buntglastür ins Haus, frierend, die bloßen Arme zitternd um mich geschlungen, und sah die alte Holztreppe hinauf. Das Haus war mit einem Mal riesig. Und ich war darin ganz allein.

Ein Gefäß der Erinnerung.

Davids Zimmer lag oben, unter dem Dach. Ich stieg die breite Holztreppe langsam hinauf, und als ich vor seiner Tür stand, hatte ich beinahe Angst, sie zu öffnen.

»Eintreten nur nach Aufforderung« stand auf einem Blatt an der Tür, maschinengeschrieben. Vor einem Jahr

hatte David Claas' alte Schreibmaschine im Schuppen gefunden, und wir hatten sie gemeinsam hinauf in sein Zimmer geschleppt.

»Wozu brauchst du diese Schreibmaschine?«, hatte ich gefragt, und er hatte mich ernst angesehen und geantwortet: »Für die Dokumentation eines Projekts. Es sollte autistisch aussehen.«

»Meinst du authentisch?«, hatte ich gefragt.

»Vielleicht«, hatte David gesagt.

Er hat sich immer bemüht, dem Klischee des zerstreuten Professors zu entsprechen und möglichst viele Fremdwörter zu benutzen. Leider war er meistens zu zerstreut, um sie sich richtig zu merken.

»Jetzt musst du gehen«, hatte er gesagt, nachdem wir die Maschine auf den Schreibtisch gehievt hatten. »Ich würde wirklich gerne mehr Zeit mit dir verbringen, Lovis, aber ich habe zu arbeiten.«

Ich lächelte, als ich daran dachte. Eintreten nur nach Aufforderung.

Ich trat ein, unaufgefordert, und hoffte, dass er mir vergeben würde.

Das zähe Regenlicht tropfte auch hier durchs Fenster und durchnässte den bunten Webteppich auf dem Dielenboden. Das Fenster befand sich in der geschwungenen Dachgaube, vor der Davids Schreibtisch stand. Darauf thronte, schwarz und unnahbar wie der Monolith aus dem Film 2001, die Schreibmaschine. Ich trat an den Schreibtisch heran. Ein Kinderschreibtisch. Die Maschine nahm beinahe den ganzen Platz darauf ein. Daneben lag ein Stapel Papier, weiß und unbenutzt.

Ich spannte eine neue Seite ein und tippte den Buchstaben D. Dann ein A. Es war nicht leicht, man musste wirklich auf die Tasten *schlagen*. V.I.D.

Einen der Computer im Haus zu benutzen wäre bedeutend einfacher gewesen.

Aber Davids Projekte zeichneten sich nicht durch Einfachheit aus.

Auf den Regalen standen die stummen Zeugen anderer Projekte: ein Album mit Briefmarken, die er selbst entworfen, ausgeschnitten und mit gefälschten Stempeln versehen hatte – alles Einzelstücke, hatte er gesagt, die haben einen Tauschwert, das glaubst du nicht. Er hatte sie allerdings nie getauscht. Daneben das mit Draht zusammengefügte Skelett eines Otters, den er überfahren auf der Straße gefunden und zwei Wochen lang in ungelöschten Kalk gelegt hatte, um das Fleisch von den Knochen zu befreien. Dreizehn Würfel mit farbigen Seitenflächen, die ich für ihn hatte durcheinanderdrehen müssen, damit er die Farben durch erneutes Drehen wieder ordnen konnte. Am Ende hatte er es auf eine Zusammenbaudauer von einer Minute dreißig gebracht. Doch das war drei Jahre her. Die Zeiten, in denen ich neben ihm gesessen und ihm bei seinen Projekten geholfen hatte, waren vorbei.

Irgendwo ganz unten im Regal stand ein kleines Bild, das uns zusammen zeigte, draußen im Garten, beim Bau eines Modellflugzeugs. Das Bild war kein Foto, sondern ein Ölbild, auch wenn es nach Vorlage eines Fotos entstanden war. Neben dem Modellflugzeug-Bild stand ein weiteres, auf dem David auf Claas' Schultern saß. Ich fragte mich, ob er die Bilder in der letzten Zeit noch angesehen oder ob er vergessen hatte, dass sie da waren, weil sie immer schon da waren.

Die Bilder waren mein Projekt. Mein Lebensprojekt.

Unser Haus war voll von ihnen – die meisten waren eher abstrakter Natur. Deine kleinen grauen Kästchen, hatte David immer gesagt.